



»Where to Invade Next«

»Havarie«

»Les Sauteurs«

Alle oder einer

Bericht von den 66. Internationalen Filmfestspielen Berlin VON ILSE EICHENBRENNER

Dass das Flüchtlingsthema auch die Berlinale beherrschen würde, war vorhersehbar: Eigentlich müsste man sich um die ganze Welt kümmern, statt ins Kino zu gehen. Doch manche Filmemacher taten genau das Gegenteil: Sie konzentrierten sich höchst intensiv auf einen einzelnen Menschen, auf ein Paar, auf ein Kind, auf einen Embryo. Alle oder einer. Einer oder alle?

Das große Ganze

Der extremste, weil weltumfassende Schrecken eröffnete sich in dem Wettbewerbsfilm **»Zero Days«**. Er verfolgt die Spuren von »Stuxnet«, einem sich selbst replizierenden Computervirus, der 2010 vor allem das iranische Atomprogramm angegriffen hatte. Ich war eher aus Versehen am frühen Morgen in diesen Dokumentarfilm geraten und blieb gebannt sitzen. Neben dem fragilen Gleichgewicht der Atommächte gibt es bereits eine geheimnisvolle Balance der Cyberwarriors. Jede Großmacht verfügt über die Möglichkeit, alle wichtigen Systeme ganzer Staaten komplett lahmzulegen. Ist das eine der vielen Verschwörungstheorien? Wie gut, dass ich weder die Details noch die globalen Konsequenzen wirklich kapiere. Rundum erfreulich verlief hingegen eine Reise des beliebten US-Bürgers Michael Moore. **»Where to Invade Next«** lief inzwischen bereits in den Kinos und der eine oder andere SP-Leser hat sich vermutlich bestens amüsiert. Und was findet Moore in Deutschland nachahmenswert? Ausgerechnet

die von Klaus Dörner und der DGSP immer wieder heftig monierten Kuraufenthalte, z.B. die Mutter-Kind-Kur, möchte er gerne in die USA entführen. We are not amused!

Multiple Strategien

Es war jeden Morgen aufs Neue irritierend: Die Berichte der Tagespresse über Angela Merkel, den Niedergang Europas oder Angriffe auf Flüchtlingsunterkünfte, während sich die Filme des Tages um die Lage auf und am Mittelmeer oder Einzelschicksale von Migranten in den Jahren 2014 und 2015 kümmerten. Denn nur diese Filme waren zur Berlinale fertig geworden; die aktuelle »Flüchtlingschwemme« hat im Kinofilm noch gar keinen Niederschlag gefunden. Das gute alte Kino ist also zu langsam. Aber ist es vielleicht intellektueller, mutiger, künstlerischer? Ein großes formal-ethisches Problem begleitet uns seit einigen Jahren: Wie regt man zur Reflexion an, wenn es längst aktuellere und schockierende Videos gibt, auf YouTube, in der Tagesschau, bei Arte und Phönix? Ich denke vor allem an die kaum zu übertreffende Collage von Handyvideos, die im WDR unter dem Titel **»My Escape/Meine Flucht«** genau einen Tag vor dem Start der Berlinale gesendet worden war (komplett auf YouTube zu finden). Wie berichtet man wirklich professionell, ohne zu entwürdigen, ohne bloßzustellen? Es gab sehr viele unterschiedliche Strategien: Schauen wir doch mal rein. Ein Regisseur dehnte für **»Havarie«** einen lediglich drei Minuten

langen Filmclip, den er auf YouTube gefunden hat, auf 90 Minuten aus: Man sieht ein kleines Schlauchboot auf einer riesigen Wasserfläche, aufgenommen vom Deck eines Kreuzfahrtschiffes. Akustisch unterlegt ist der Clip mit ganz unterschiedlichen Kommunikationen per Funk oder Handy, geführt von der Küstenwache oder Flüchtlingen. »Ein radikaler Befreiungsschlag des Kinos«, wie die offizielle Berlinale-App verheißt – oder 90 Minuten Kinoschlaf? Viele Regisseure und Teams haben die Kamera aus der Hand gegeben und »selbst gedrehte« Videos auf der Berlinale gezeigt. Besonders beeindruckt hat **»Les Sauteurs«** (Those Who Jump). Auf einer hügeligen Brache kampieren unzählige junge Männer aus Mali und der Elfenbeinküste in der Nähe der riesigen Zaunanlage von Melilla, der spanischen Exklave an der nordafrikanischen Mittelmeerküste. Hier gelangen sie mit sehr, sehr viel Glück von Marokko nach Spanien, von Afrika nach Europa. Sie schlafen auf der Erde, kochen und essen und verbringen irgendwie ihre Tage. Die Filmemacher haben ihre Kamera dem jungen Sidibé überlassen. So ist der Zuschauer mittendrin im alltäglichen Überlebenskampf, den kleinen Fußballturnieren, beim Gang am frühen Morgen zu den Abfallcontainern, um Essbares zu suchen. Alle paar Tage versuchen die Männer, nachts in einer kollektiven Aktion die hoch gesicherte Anlage zu überwinden. Diese gespenstischen Szenen werden von einer anonymen Überwachungskamera erfasst, deren Wärmebilder den scheinbar unendlichen Zug der

Männer vom Berg herab zu dem dreifachen Zaun zeigen und die zwischen Sidibés subjektive Aufnahmen geschnitten sind. Nur wenige schaffen den Sprung; am nächsten Morgen sitzen wir wieder zwischen den Männern. Einer ist beim Sprung gestorben, die Angehörigen werden per Handy informiert. Manche geben auf und kehren in die Heimat zurück, doch viele schaffen es beim x-ten Anlauf, unter ihnen Sidibé. Sie feiern auf den Straßen von Melilla. In einer Sonderveranstaltung lief der irakische Film **»Life on the Border«**. Ein Filmteam hat sich in die riesigen Flüchtlingslager von Kobane und Singal begeben. Kinder bekamen einen kurzen Crashkurs im Filmemachen, dachten sich kleine Geschichten über ihr Leben aus und inszenierten diese. Hier war die Kameraarbeit den Profis überlassen, die Kinder fungierten als Regisseure. Acht Episoden wurden für diesen auch formal ungeheuer beeindruckenden Film ausgewählt. Wir folgen den Kindern in das Innere der Zelte, sehen die apathischen Eltern bei ihren spärlichen Mahlzeiten, die in der Regel aus Fladenbrot mit Joghurt bestehen. Überall wird geweint und getrauert, vor allem in den jesidischen Familien. Väter wurden getötet, Schwestern entführt. Die jüngere Schwester eines kleinen Regisseurs wurde vom IS wieder freigelassen, spricht aber kein Wort mehr. Eine Teenage-Regisseurin hat nur noch einen Arm, ein kleiner Filmemacher ist durch schwerste Verbrennungen entstellt, wie seine gesamte



»Life on the Border«



»Meteorstraße«



»Valentina«



»Fuocoammare«

Familie. Die Episoden handeln vom Versuch, Medikamente oder eine Brille für den Vater zu ergattern, und leben vom Witz und Charme der jungen Protagonisten.

Viele Filmemacher zeigen die prekäre Situation in den Herkunftsländern, andere die Lebenswirklichkeit der Migranten nach der Ankunft. Sie filmen sich selbst oder werden von kleinen, oft sehr jungen Teams in ihrem Alltag beobachtet. Nicht immer wachsen einem die Migranten ans Herz, ganz im Gegenteil. In dem Spielfilm **»Meteorstraße«** hausen zwei Brüder aus Palästina in der gleichnamigen Berliner Straße in einer Wohnung, in der vor ihrer Abschiebung die ganze Familie gelebt hatte. Der ältere Lakhdar schlägt sich mit obskuren Drogengeschäften durch, der jüngere Mohammed hofft noch immer auf einen Ausbildungsplatz. Immer wieder wird er getröstet vom Boss einer Motorradwerkstatt, wo er herumgeschupst wird und sich dafür mit einer kriminellen Aktion rächt. Am Ende des Films schert er sich am Strand von Marseille die Haare und bewirbt sich bei der Fremdenlegion.

Im Mittelpunkt vieler Filme stand in diesem Jahr das Leben der Sinti und Roma, in der neuen und der alten Heimat, in Essen und Berlin und Skopje. Das zehnjährige Mädchen **»Valentina«** steht ganz im Zentrum der gleichnamigen Dokumentation. Weshalb in Schwarz-Weiß? Die Kamerafrau Luise Schröder offenbart nach der Vorstellung ganz unverblümt, dass die Szenerie, in der die Großfamilie im Roma-Slum von Skopje vegetiert, für einen Farbfilm allzu unansehnlich war. Wieder einmal

ist von Würde die Rede. Valentina ist eine charismatische, grandiose Erzählerin, die Bilder wie aus einem Poesiealbum der Armut liefert.

»Armut ist ein Glanz von innen«, heißt das Zitat von Rilke, das den Regisseur animierte. Bullshit. Der Vater sammelt Sperrmüll, die Mutter bettelt auf der Straße. Zwei der Schwestern sind wegen Bettel in einem Heim untergebracht. Der Großvater denkt nur an Zigaretten, Bruder Ferdi macht Unsinn. Von Schule ist nicht die Rede, oder sind Ferien? Eine Sozialarbeiterin wird aufgesucht, der Vater beschwert sich. Wann kommen die Schwestern endlich nach Hause, wann wird endlich die beantragte Sozialhilfe ausgezahlt? Nachts wird der Boden der maroden Hütte ausgelegt und alle schlafen dicht an dicht. Während der Dreharbeiten wird die Familie verköstigt, am Ende der vereinbarte Lohn ausgezahlt. Das sei längst üblich, berichten Schröder und Regisseur **Maximilian Feldmann**. Es seien so viele Filmteams unterwegs, man habe fünf Wochen vergeblich gesucht, bis man mit Valentina jemanden gefunden habe, der bereit war, für einen Snack überhaupt mit ihnen zu reden. Ich verlasse die Vorstellung aufgeregt und verwirrt. Sozialhilfe? Ich stecke einen Schein in die Büchse, die man am Ausgang für Valentina und ihre Familie platziert hat.

Die Balance des Schreckens

Vielleicht hat der Dokumentarfilm **»Fuocoammare«** die internationale Jury genau deshalb überzeugt: Er greift die Spannung zwischen dem großen Elend und der individuellen Hoffnung auf subtile Weise auf. Der kleine Samuele ist

zwölf und hat Ferien. Allein oder mit einem Freund stromert er über die Insel Lampedusa. Mit seiner Schleuder klettert er auf Bäume und jagt Vögel; als er beim Inseldoktor über einige Wehwehchen klagt, beruhigt ihn dieser geduldig und erklärt ihm, dass er ein »träges Auge« habe. Also wird das gesunde Auge überklebt, damit das träge Auge auf Trab kommt. Samuele soll wie sein Vater und fast alle Männer der Insel Fischer werden, aber er wird seekrank. Er härtet sich ab auf dem schwankenden Steg und dem Boot seines Vaters. Bei der gemeinsamen Mahlzeit mit den Großeltern schlürft er die Spaghetti so laut, dass die Journalisten sich noch tagelang darüber amüsieren.

Doch Lampedusa hat eine zweite Seite, und der sympathische Inseldoktor Petro Bartolo fungiert als Bindeglied. Täglich rufen die Passagiere der maroden Holzboote per Handy um Hilfe. »Geben Sie Ihre Position durch«, verlangt die Küstenwache. Doch manchmal kommt keine Antwort mehr, und ein weiteres Boot ist mit seiner Besatzung im Mittelmeer gesunken. Taucher bergen die Leichname. Andere Flüchtlinge können gerettet werden, müssen medizinisch versorgt und in das Erstaufnahmelaager gebracht werden. Eine Schwangere hat überlebt, der Doktor sucht im Ultraschall geduldig nach dem Geschlecht des Embryos. Viele Überlebende haben schwere Verätzungen durch das Gemisch von Treibstoff und Wasser, in dem sie allzu lang gelegen haben. Leichen müssen identifiziert, in schwarze Säcke verpackt und an Land transportiert werden. Alltägliche Routine. In der

kleinen Rundfunkstation auf der Transitstation Lampedusa gibt es ein Wunschkonzert. Die Großmutter von Samuele wünscht sich **»Fuocoammare«**, Feuer auf See. Selten war man bei einer Berlinale so einig mit der Entscheidung der Jury, auch wenn die starke Identifikation mit dem wehleidigen Samuele nicht allen behagte. Die Flüchtlinge sehe man nur kurz, ihnen gönne der Regisseur kein wirkliches Gesicht. Fehlt da nicht die Balance? »Wir sind alle Augenzeugen«, sagt **Gianfranco Rosi** im Interview. Die Flüchtlinge habe er ja stets nur kurz gesehen, Samuele hingegen habe er ein ganzes Jahr begleitet. Die Wucht der Bilder von Beinahetoten und Leichen habe er mit der Parallelerzählung auszugleichen versucht.

»Fuocoammare« wird als Gewinner des Goldenen Bären – wann ist noch unklar – in unsere Kinos kommen. Urteilen Sie selbst.

Von der anderen Seite

Überrascht und beeindruckt hat mich ein Spielfilm, der das Thema Syrien von der ganz anderen Seite aufzäumt. In **»La Route d'Istanbul«** leben Mutter und Tochter in Belgien in einem idyllischen Haus am Fluss. Plötzlich ist die zwanzigjährige Elodie verschwunden. Ihre Mutter, eine in der ambulanten Hauspflege tätige zähe Krankenschwester, sucht nach ihr und erfährt schließlich von der Polizei, dass ihre Tochter gemeinsam mit einem jungen Mann namens Kadar nach Zypern geflogen ist. Dies ist die übliche Route, um über die Türkei nach Syrien und zum IS zu gelangen. Im PC finden sich Videos, die zeigen, dass Elodie bereits seit einiger Zeit ein Dop-



»La Route d'Istanbul«



»Hee«



»Grüße aus Fukushima«



»Ranenny Angel«

pelleben geführt hat. Gemeinsam mit einer Freundin macht sich die Mutter auf den Weg in die Türkei, geht dort zur Polizei und klappert Internetcafés ab. In ihrer Entrüstung und Trauer entwickelt sie unglaubliche Kräfte; sie versucht sogar, nach Syrien einzureisen. Schließlich findet sie ihre Tochter, inzwischen verheiratet und mit neuem Namen und schwer verletzt, in einem Krankenhaus.

Krude Grüße aus Nippon

Eine Berlinale ohne Psycho-Movies wäre für Filmknäcke natürlich eine totale Pleite. Gibt es denn tatsächlich keine Serienkiller, keine Psychopathen oder durchgeknallte Tussis mehr? Ich fürchte, sie sind in unseren Gefilden ausgestorben. Wir müssen weit, weit fahren, um endlich in Japan fündig zu werden. Hier scheint es ein Reservat für jene unmotiviert Bösen zu geben, von denen Drehbuchautoren und Produzenten nicht nur in Hollywood jahrzehntelang existierten. Die japanischen Slow-Thriller der Saison heißen »Hee« oder »Creepy« oder »While the Women Are Sleeping«. Sie basieren auf literarischer Feinkost, z.B. von Javier Marías. Aber es hilft alles nichts. Diese Psycho-Movies werden kaum je die deutschen Lichtspielstätten erreichen. Ich habe meine Chance genutzt! Auf keinen Fall möchte ich die SP-Leser mit ausführlichen Schilderungen quälen. Nur so viel: Der japanische Psychothriller narkotisiert den Zuschauer mit stylischen Bildern, ist visuell und akustisch durchkomponiert und lässt seine wenigen Protagonisten glänzen. Eine reife Dame profiliert sich für

einen Aufenthalt in der Forensik, ein junger Kriminalpsychologe gerät mit seiner neugierigen Gattin in unheimliche Nachbarschaft, sogar eine Lektorin taucht auf. Es wird absolut grundlos gemordet, verbrannt, mit dem Rasiermesser werden Hälse aufgeschlitzt und Leichen sorgfältig mithilfe des Staubsaugers vakuumverpackt. Die Plots sind so hanebüchen, dass zumindest ich spätestens nach einer Stunde abgehängt war. Andere Journalisten haben ebenso wenig durchgeblickt, und das sogar öffentlich bekundet. Japanische Sushi-Filme sind Mahlzeiten für den kleinen Knäckehunger zwischendurch. Sie machen nicht satt, reizen aber die Geschmacksnerven auf interessante Weise. Die grandiose Regisseurin und Schauspielerin des Streifens »Hee«, *Kaori Momoi*, taucht übrigens bei *Doris Dörrie* in »Grüße aus Fukushima« als merkwürdige alte Geisha wieder auf. Auch hier brilliert sie, hat mit Rosalie Thomass aber eine sehr teutonische Gegenspielerin, wodurch ihr japanisches Overacting quasi neutralisiert wird. *Doris Dörries* neuester Streifen läuft seit dem 10. März in unseren Kinos.

Inszenierte Ästhetik

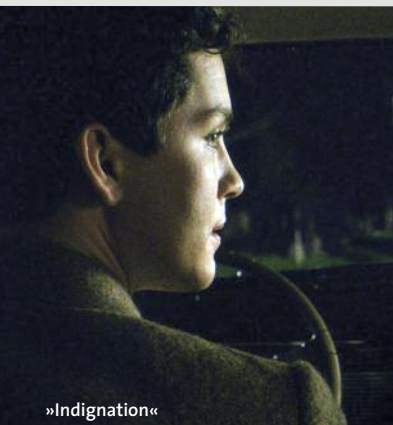
Nicht nur aus Japan kommen wunderbare Bilder. Selten, aber manchmal doch gibt es auf der Berlinale Filme zu entdecken, deren Ästhetik beinahe Selbstzweck ist. Sie verwöhnen oder verstören die Sinne. Bereits 2013 war ich zutiefst beeindruckt von dem Film »Harmony Lessons« aus Kasachstan, der damals immerhin einen Preis für seine Kameraarbeit erhielt. Regisseur *Emir Baigazin* hat

in diesem Jahr in der Sektion »Panorama« seinen Spielfilm »Ranenny Angel« (The Wounded Angel) vorgestellt. Die sechs Episoden widmen sich jeweils einem Heranwachsenden in der kargen Szenerie des ländlichen Kasachstans der Neunzigerjahre. Da gibt es den jungen Zharas, dessen Vater gerade aus dem Gefängnis entlassen wurde. Balapan ist ein begnadeter Sänger, Aslan möchte unbedingt Medizin studieren, verändert sich aber völlig, nachdem er seine Freundin zu einer Abtreibung genötigt hat. Besonders eindrücklich, ja schockierend ist die Episode, in deren Mittelpunkt ein junger Schrottsammler steht. Zhaba trifft in einer stillgelegten Mine auf drei Jugendliche, die aus einem Heim für Behinderte weggelaufen sind. Er lädt sie zum Geburtstag ein, raubt sie aus, sperrt sie ein und legt Feuer. Man kann sich darüber streiten, ob die hochstilisierte Darstellung von Behinderung, von Grausamkeit und obskuren Utensilien moralisch wertvoll und damit erlaubt ist. Diese Gedanken habe ich mir früher, bei Tarkowski, Pasolini oder Korine nie gemacht. Darf man sich weiterhin an pittoresker Grausamkeit erfreuen? Ich bleibe dabei: Keine Szene der diesjährigen Berlinale war von derart erschreckender Schönheit wie die verwundeten Engel der dritten Episode.

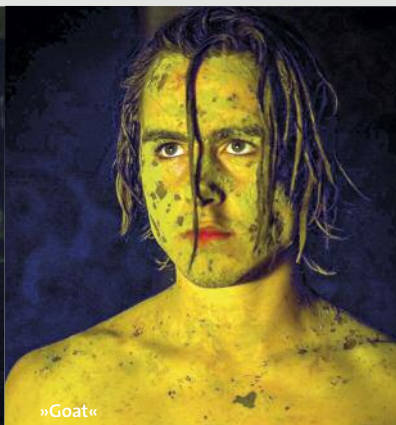
Indignation & Initiation

Zwei sehr unterschiedliche Filme in der Reihe »Panorama« widmen sich dem amerikanischen Studentenleben. »Indignation« (Empörung) beruht auf der gleichnamigen Romanvorlage von Philip Roth. Es sind die Fünfzigerjahre, den jungen Männern droht der

Militärdienst in Korea, viele von ihnen fallen. Marcus Metzner ist froh über seinen Studienplatz in Ohio, denn so wird er nicht eingezogen. Endlich kann er sich von dem jüdischen Elternhaus lösen, vor allem von seinem überängstlichen und dominierenden Vater. Doch es kommt zu Konflikten, vor allem wegen der Vorschrift, den Gottesdienst zu besuchen. Auf illegalem Weg besorgt sich Marcus die vorgeschriebenen Bestätigungen. Marcus wechselt das Zimmer und wird deshalb beim Dekan einbestellt, mit dem er sich in ein Rededuell über Recht und Moral verstrickt. Nach einem verstörenden sexuellen Kontakt mit einer Studentin und einem weiteren Konflikt mit dem Dekan bricht er zusammen; er muss zu einer Blinddarmoperation ins Krankenhaus. Auch hier besucht ihn die Studentin und greift unter die Bettdecke; eine Schwester ertappt die beiden. Marcus Mutter kommt und hat mit ihren Argusaugen längst entdeckt, dass die Studentin Narben an beiden Handgelenken hat. Er dürfe alles tun, aber auf keinen Fall dürfe er sich noch einmal mit einer Frau treffen, die sich die Handgelenke aufschneidet. Der Dekan offenbart die psychiatrische Vorgeschichte der Studentin, Marcus beendet den Kontakt. Sein vorgetäuschter Besuch des Gottesdienstes fliegt auf; er wird suspendiert, rekrutiert und in Korea getötet. Der junge Schauspieler Logan Lerman verkörpert den ehrgeizigen Studenten kongenial. Ich vermute stark, dass »Indignation« den Weg auf unsere Displays und Flatscreens schaffen wird, früher oder später. Collegestudenten werden nicht



»Indignation«



»Goat«



»L'avenir«



»Kater«

mehr zum Militärdienst eingezogen. Aber sie werden bei der Aufnahme in eine studentische Verbindung grausamen Ritualen unterworfen, das hat sich herumgesprochen. Darum, ausschließlich darum geht es in »Goat«, einem Spielfilm von Andrew Neel. Eigentlich ist es nicht zu fassen, was wir da zu sehen kriegen. Der junge Brad ist bereits durch einen Überfall erheblich traumatisiert, als er seinem Bruder an ein College folgt und sich bei dessen Elite-Verbindung einschreibt. Die »Woche der Hölle« besteht aus einem unglaublichen Martyrium aus Zwangssaufen, Fäkalien und körperlicher Misshandlung. Man ist fassungslos. Wird so der amerikanische Mann sozialisiert? Dann gibt es einen geraden Weg nach Guantanamo. Es bleibt ziemlich viel Häme und Schadenfreude, denn diese Schnösel unterziehen sich dieser Tortur ja freiwillig – und werden im nächsten Jahr selbst die Täter sein. Brad und sein Bruder seilen sich ab, doch alle anderen bleiben.

Wie wär's mit einem Katzenfilm?

Mit den Veganern und Vegetariern kamen die Tiere in den Berlinalefilm. Schweine, Hirsche, Elche, Hühner, Leguane und Singvögel und Hunde sowieso und jede Menge Katzen. Nathalie (Isabelle Huppert) will überhaupt keine Katze. Sie unterrichtet Philosophie, führt eine Akademikerehe, beide schreiben schlaue Bücher. Bis ihre erwachsenen Kinder den Vater mit einer anderen Frau ertappen und verlangen, dass er sich entscheidet. Er verlässt seine Gattin. Nathalie

kümmert sich um ihre egozentrische, hysterische und langsam dement werdende Mutter, und die hat einen Kater. Plötzlich ist der Alltag voller haarsträubender Probleme. Nathalie ist allein, die Mutter muss etwas überstürzt ins Heim, der Kater wird in die Wohnung geschleppt. Nathalie ist auf dem absteigenden Ast. Der Verlag will ihre Bücher erst aufpeppen, dann wird die Neuauflage ganz abgesagt. Sie hat Kontakt mit einem ehemaligen hochbegabten Studenten und besucht ihn samt Kater in einem Haus auf dem Land, das er gemeinsam mit Freunden bewohnt. Der hat noch politische Ideale, sie selbst begnügt sich mit ihren gescheiten Gedanken.

»L'avenir« (Things to Come) ist voller kluger Beobachtungen, manchmal umwerfend witzig, dann wieder fast dokumentarisch klar. »L'avenir« war für viele der Favorit des diesjährigen Wettbewerbs, vor allem wegen der ungeheuer lakonischen Isabelle Huppert. Mia Hansen-Løve hat den Silbernen Bären für die beste Regie abgegriffen. Der Teddy-Preis wurde 2016 für den Spielfilm »Kater« verliehen. Natürlich geht es um ein schwules Paar. Stefan und Andreas arbeiten bei einem Orchester, sind mit Musikern befreundet, führen ein paradiesisches Leben im eigenen Haus. Liebevoll werden die beiden in ihrem Alltag beobachtet, selten hat man das im Kino so gesehen, von den selbst eingekochten Marmeladen bis zum Paarungstanz bei Cool Jazz. Immer an ihrer Seite ist der Kater, der im wirklichen Leben dem stolzen Regisseur Händl Klaus gehört. Eines Tages kommt es bei Stefan zu einem kurzen, abrupten Ausbruch von

Gewalt, und der Kater ist tot. Von nun an ist nichts mehr in Ordnung, Andreas traut Stefan nicht mehr über den Weg, das Vertrauen ist perdu. »Kater« ist ein bemerkenswerter Film. Leider funktioniert die Story nicht, weil der Gewaltausbruch so minimalistisch gerät, dass zumindest ich ihn verpasst habe. Es gibt auch keine Vorzeichen, keine Andeutungen, sondern die Impulskontrollstörung mit den fatalen Folgen bleibt eine Behauptung. Stefan geht zum Psychiater, zum Psychotherapeuten und verliert bei einem Unfall ein Auge. Das Paar findet wieder zusammen, vielleicht, kann sein, es sieht so aus.

Auch durch »Maggie's Plan« streift ein dicker roter Kater. Oder ist es eine Katze? Maggie (Greta Gerwig) ist Single mit Bindungsphobie und beschließt per Samenspende ein Kind zu bekommen. Geplant, getan, und exakt da trifft sie auf den Anthropologen John (Ethan Hawke), der endlich einen Roman schreiben will. Er braucht dringend eine Gegenleserin. Er verlässt Frau und Kinder, zieht zu Maggie, die ihr reizendes Kind bekommt, und alles ist gut. Doch dann merkt Maggie, dass ihr John mit seinem ewigen Romangeschreibe auf die Nerven geht und sie ihn gar nicht mehr liebt und sie ihn gerne zurückgeben würde. Sie plant einen Komplott mit Johns Ex-Georgette (Julianne Moore), der letzten Endes auch funktioniert. That's it. Auch dieser Film erhält seinen Reiz durch das akademische Milieu, zwischen der Columbia-Universität und einem Kongress im verschneiten Kanada,

wo angeblich sogar Slavoj Žižek einen Vortrag hält (der allerdings nicht auftaucht). Wenn Sie einen ganz knäckefreien psycho-losen Film mit einer großartig zickigen Julianne Moore sehen wollen, dann nutzen Sie das Sommerloch. Maßlos enttäuscht hat nicht nur mich der neueste Film des Dogma-Regisseurs Thomas Vinterberg: »Kollektivet« (The Commune). Versprochen war ein Rückblick auf die Zeit der Kommunen und Wohngemeinschaften, geliefert hat Vinterberg das alte Lied von der Dreierkonstellation, in einer wenig erfrischenden Coverversion. Natürlich geht es schief, wenn die Alte und die Neue in derselben Kommune leben. Genau. Die anderen Mitglieder des Kollektivs dienen Vinterberg lediglich als Staffage. Trine Dyrholm als abgehalfterte Ehefrau erhielt einen Silbernen Bären als beste weibliche Darstellerin.

Filmknäcke auf Diät

Weit und breit also keine nennenswerten Störungen im europäischen Spielfilm. Ein paar kleine Diäthäppchen gab es lediglich in einer belgisch-französischen Produktion: »Des nouvelles de la planète Mars« (News from Planet Mars). Philippe Mars ist ein sehr sanfter Informatiker. Seine geschiedene Frau arbeitet in Brüssel und taucht ab und zu im Fernsehen auf. Gerade hat sie mal wieder die beiden Kinder bei ihm abgeladen: die ehrgeizige Tochter und den sanften Sohn, der gerade eine Laufbahn als Extremvegetarier eingeschlagen hat. Auf der Arbeit wird Philippe zu einem Programmiererkollegen namens



»Maggie's Plan«



»Kollektivet«



»Des nouvelles de la planète Mars«



»24 Wochen«

Jérôme ins Zimmer gesetzt, der am Durchdrehen ist. Erst klagt er und jammert, dann zerlegt er das Büro des Chefs und schleudert eines jener Hackebeile, die die Chinesen zum Kochen benutzen, in Richtung Chef, das diesen zwar verfehlt, Philippe aber ein Ohr abtrennt. In der Klinik wird das Ohr wieder angenäht. »Sieht aus wie van Gogh«, kriegt er nun ständig zu hören. Jérôme wird natürlich in die Psychiatrie eingewiesen, haut aber sofort wieder ab, im Schlepptau eine andere Patientin, die an einer Körperkontaktphobie leidet und eingewiesen wurde, weil sie eine Pelzträgerin auf der Champs-Élysées gebissen hat. Philippe ist sanftmütig und schafft es nicht, sich durchzusetzen. Erst hausen alle in seiner Wohnung, dann fahren sie los, um eine neue Hühnerzuchtanlage in die Luft zu sprengen. Die Dialoge sind witzig, und die Schauspieler brillant. Es hat alles nichts geholfen. Ich musste ständig an das durch die Luft fliegende Hackebeil denken und konnte mich nicht wirklich amüsieren.

Das Recht auf Glück

Berlinale-Direktor Dieter Kosslick hatte zur Eröffnung der diesjährigen Berlinale das Motto »Das Recht auf Glück« ausgegeben. Das war mir angesichts der politischen Lage ein wenig zu hoch gegriffen. Glück für alle, Glück für die einen auf Kosten der anderen, Glück für das Individuum? Selbst ein »Recht auf Leben« ist nicht selbstverständlich.

Mit großer Spannung war der Spielfilm »24 Wochen« der Filmstudentin *Anne Zohra Berrached* erwartet worden. Sie hat es geschafft, ihren Abschlussfilm in den Wettbewerb einzuschmuggeln. Bereits im letzten Jahr hatte sie in der »Perspektive Deutsches Kino« mit dem Film »Zwei Mütter« überzeugt. Nun also eine große Produktion mit Julia Jentsch und Bjarne Mädel in den Hauptrollen. Astrid ist eine jener Kabarettistinnen, die sich bei der »Ladies Night« unter Gejohle über ihren Mann lustig macht. Der steht backstage, denn er ist ihr Manager. Zusammen mit ihrer neunjährigen Tochter führen sie ein geselliges, harmonisches Leben. Astrid ist schwanger, das passt. Bei der Fruchtwasseruntersuchung stellt sich heraus, dass das Kind an Trisomie 21 leidet. Ein Downie, ein Mongo? Darf man das überhaupt noch sagen? Egal, die beiden besuchen die Proben der Schauspieler von »RambaZamba« und können sich das gut vorstellen. Doch dann stellt sich heraus, dass der Embryo einen Herzfehler hat, dass Operationen notwendig sind und das Kind vermutlich schwerstbehindert sein wird. Schaffen wir das? Der Film verfolgt den Entscheidungsprozess des Paares, er beobachtet die beiden bei Beratungsgesprächen, beim Hadern und Streiten und in tiefer Verzweiflung. Die Rollen aller Profis sind mit echten Experten besetzt, das gibt dem Film eine große Ernsthaftigkeit. Die Fallhöhe – von der »Ladies Night« in den OP-Raum – ist enorm. Viele fanden den Film ungeheuer berührend, manche Journalisten fühlten sich moralisch gegängelt,

von der Empathie-Keule erschlagen. Eine kluge, hilfreiche Kontroverse, finde ich.

Es passt ganz gut, dass ich nach den »24 Wochen« eine kurze Unterbrechung in mein volles Programm eingebaut habe, ausnahmsweise. In den Räumen der Berliner Film- und Fernsehakademie gibt es eine Pressekonferenz der »Lebenshilfe«: Call for Entries. Ulla Schmidt, Bundestagsvizepräsidentin und Bundesvorsitzende der Lebenshilfe, stellt die »Familiale 2016« vor: ein inklusiver Filmwettbewerb der Lebenshilfe zum Thema Familie. Bis zum 31. Mai 2016 können Kurzfilme mit einer Höchstlänge von zwölf Minuten eingereicht werden. Zwei Profis berichten über ihre Crashkurse: Wie drehe ich einen Kurzfilm? Also auch hier wird jetzt selbst gedreht! Kurze Statements gibt es auch von Schauspielerinnen Anna Brüggemann – sie hat eine schwer behinderte Zwillingsschwester – und Schauspieler Sebastian Urbanski, der von Trisomie 21 betroffen ist und bereits am Abend wieder auf der Bühne stehen wird beim Theater RambaZamba und in dem Stück »Der gute Mensch von Downtown«, neben Angela Winkler und Eva Mattes. Ulla Schmidt spricht ihn von der Seite an: Ob er demnächst Zeit habe für eine Veranstaltung anlässlich des Films »24 Wochen«? Keine Frage, sein Terminkalender ist zwar voll, aber er wird sich die Zeit nehmen. ■

Wem die SP zu langsam ist:
www.psychiatrie.de/bibliothek/
aktuelle-kinofilme/

- 24 Wochen**, Deutschland 2016, 102 Min.; Regie: Anne Zohra Berrached
- Des nouvelles de la planète Mars** (News from Planet Mars), Frankreich/Belgien 2016, 101 Min.; Regie: Dominik Moll
- Fuocoammare** (Fire at Sea) (Kinostart noch unklar), Italien/Frankreich 2015, 108 Min.; Dokumentarfilm von Gianfranco Rosi
- Goat**, USA 2016, 102 Min.; Regie: Andrew Neel
- Grüße aus Fukushima** (ab 10. März 2016 im Kino), Deutschland 2016, 109 Min.; Regie: Doris Dörrie
- Havarie**, Deutschland 2016, 93 Min.; Regie: Philip Scheffner
- Hee**, Japan 2016, 72 Min.; Regie: Kaori Momoi
- Indignation**, USA 2015, 109 Min.; Regie: James Schamus
- Kater**, Österreich 2016, 114 Min.; Regie: Händl Klaus
- Kollektivet** (The Commune) (ab 21. April 2016 im Kino), Dänemark/Schweden/Niederlande 2015, 111. Min.; Regie: Thomas Vinterberg
- Les Sauteurs** (Those Who Jump), Dänemark 2016, 80 Min.; Dokumentarfilm von Abou Bakar Sidibé, Estéphan Wagner, Moritz Siebert
- La Route d'Istanbul**, Algerien/Frankreich/Belgien 2016, 100 Min.; Regie: Rachid Bouchareb
- L'avenir** (Things to Come), Frankreich/Deutschland 2016, 100 Min.; Regie: Mia Hansen-Løve
- Life on the Border**, Irak 2015, 73 Min.; Dokumentarfilm von Hazem Khodeideh, Basmeah Soleiman, Sami Hossein, Ronahi Ezaddin
- Maggie's Plan** (ab 4. August 2016 im Kino), USA 2015, 99 Min.; Regie: Rebecca Miller
- Meteorstraße**, Deutschland 2016, 83 Min.; Regie: Aline Fischer
- Ranenny Angel** (The Wounded Angel), Kasachstan/Deutschland/Frankreich 2016, 113 Min.; Regie: Emir Baigazin
- Valentina**, Deutschland 2016, 51 Min.; Dokumentarfilm von Maximilian Feldmann
- Where to Invade Next** (ab 25. Februar 2016 im Kino), USA 2015, 119 Min.; Dokumentarfilm von Michael Moore
- Zero Days**, USA 2016, 116 Min.; Dokumentarfilm von Alex Gibney